

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 20 (1926)
Heft: 23

Artikel: Die Taubstumme : nach einer Erzählung von Thieme [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-923009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch eine Seele gegeben. Wir sollen es also weiterbringen als nur zum Essen und Wohlsein. Wir sollen Gerechtigkeit, Liebe, Treue üben, in Gehorsam gegen Gottes Wort leben. Dann sind wir keine Toren und brauchen nicht zu erschrecken, wenn Gott unsere Seele fordert; denn dann haben wir Schätze, welche weder Motten noch Rost zerstören können, und die wir mitnehmen können übers Grab hinaus. Darum laßt uns streben, reich in Gott zu werden, Schätze zu sammeln, die nicht vergehen, Früchte des Geistes zu bringen, die dauerhafter sind als alles Obst und Korn. Dann sind wir keine Toren; denn, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand. (Hiob 28, 28.)
E. S.

Zur Unterhaltung

Die Taubstumme.

Nach einer Erzählung von Thieme. (Fortsetzung.)

II.

Der Windmüller und seine junge Frau unterhielten sich oft darüber, welcher Sinn dem Menschen wohl notwendiger sei, das Hören oder das Sehen.

„Wenn ich vor eine so entsetzliche Wahl gestellt würde“, äußerte einmal der Vater in Gegenwart des Doktor Meuselbach, „würde ich wirklich nicht, wofür ich mich entscheiden sollte.“ „Ich weiß es“, entgegnete Emmerenz. „Ich würde mein Kind nehmen, wie es jetzt ist. Taubheit ist ja schrecklich, aber Blindheit erscheint mir als das größere Unglück. Der Taubstumme lebt wenigstens in Beziehung zum Licht, er kann die Schönheit der Schöpfung schauen, er erblickt Vater, Mutter, Geschwister und Menschen, findet seinen Weg und gelangt zum Verständnis der Natur; der Blinde aber bleibt von Kindheit auf in schwarze Nacht gehüllt.“

„Sein Gefühl ist aber daher umso feiner entwickelt“, bemerkte der Windmüller. — „Was ist denn Ihre Meinung, Herr Doktor? Ist Blindheit schlimmer als Taubheit?“ „Unserm Empfinden erscheint Blindheit als schrecklicher, wie Sie ja aus den Worten Ihrer Frau entnehmen konnten, lieber Lahnert“, erwiderte der Arzt achselzuckend. „Wenn wir indessen beide Gebrechen in ihren Wirkungen fassen,

so möchte man wohl sagen, der Taubstumme ist doch gegen den Blinden im Nachteil. Die Sprache ist für die Ausbildung unseres Geistes wichtiger als das Auge, abstrakte Begriffe vermögen wir nur durch die Sprache zum Verständnis zu bringen“. Damit stieg der Arzt wieder in sein Wägelchen, die Eheleute aber sprachen über die Frage noch lange weiter. Joseph würdigte die Gründe des Arztes, während für Emmerenz das innere Gefühl entscheidend blieb — sie freute sich, daß ihr Kind wenigstens in seinem Aeußeren nichts vermissen ließ. Wer die kleine Walpurgis sah und nichts von ihrem Unglück wußte, war entzückt von ihr.

Aber Walpurgis sprach nicht, obgleich sie durchaus nicht still war. Wenn das Kind weinte, unterschied es sich nicht von seinesgleichen, aber das drollige Stammeln anderer Kinder fehlte ganz. Entweder spielte es im Gegensatz zu andern Kindern, die ihre kleinen Spiele, ihre tändelnden Bewegungen, ihre Nachahmungen von Tätigkeiten ihrer Umgebung mit entsprechenden Tönen begleiten, ganz still, oder, wenn dies nicht der Fall war, so klang seine Stimme so eintönig und dumpf, daß ihm die Mutter nicht mit Vergnügen, sondern mit Wehmut zuhörte.

Plötzlich kam eine Angst über sie, aber weit schlimmer als jemals seit der Entdeckung der Taubheit des Kindes — sie fühlte, daß sie abermals Mutter werden würde. „Verbrechen ist's, schwere Sünd' ist's“, schluchzte sie viele- mal in die Rissen des taubstummen Kindes hinein. „O mein Gott, was ist das für eine Welt! Warum hast du diesen Fluch auf mich gewälzt! Laß mich wenigstens sterben, bevor —“

Da fiel ihr Blick auf das unschuldige Wesen vor ihr, und sein niedliches Gesichtchen mit heißen, leidenschaftlichen Küßten bedeckend, schalt sie sich reuevoll: „Nein, nein, ich darf nicht sterben, was sollte sonst aus dir werden, du armes Ding? Dir bin ich mein Leben schuldig, und dir soll es gehören bis zum letzten Atemzug!“

Joseph versuchte wohl sein Bestes, aber er fand wenig Gehör bei ihr, und so schwieg er zuletzt ganz und ging finster und mürrisch umher. Diesmal lachten beide nicht, als der seit einiger Zeit auf dem Boden stehende Wannenkorb wieder herunterkam. Trübselig und wortlos nahm Emmerenz ihn in Empfang. Auch diesmal nahm er wieder ein kleines, niedliches Mädchen auf, ebenso hübsch, ebenso zierlich, ebenso weiß wie das erste. Diesmal

aber stand der junge Vater nicht davor, es mit verklärtem Lächeln betrachtend, schweigend erfüllte er seine Pflicht, und wenn auch die Mutter das kleine Wesen herzte und küßte, so fiel doch nicht das hoffnungsvolle Sonnenlächeln darauf, wie zwei Jahre früher auf Walpurgis.

Mehrere Monate vergingen in fast stumm getragener Angst, denn der Windmüller mochte keine Klage mehr hören. Frau Emmerenz war nur noch ein Schatten ihres früheren blühenden Selbst, der Glanz ihrer Blauaugen war erloschen. — Joseph mähte das Gras auf der Wiese hinter der Mühle, es war ein heißer Tag, und der Schweiß rann in großen Tropfen von seiner Stirne. Da — ein hastiges Schreien hinter ihm, er wendete sich um und sah Emmerenz keuchend und aufgereggt vor sich stehen. Sie rang nach Worten. Im ersten Augenblick erbleichte er, aber ein Blick in ihre Augen beruhigte ihn. Es lag nichts Unheilverkündendes in ihnen, sondern etwas Großes, Erhabenes, Seltsames. Es war der Ausdruck eines übermächtigen Gefühls, das noch gärend und unklar in uns ringt.

„Was hast du denn, Emmerenz?“ fragte er. „Joseph!“ rief sie mit zitternder Stimme, „Joseph — unser Kleinstes hört!“ Joseph legte die Sense hin und trat einen Schritt näher. Starr ruhten seine Augen auf ihr. „Was sagst du?“ „Es — hört, Joseph, es hört!“ „Weißt du das gewiß?“ „Ich hab's schon seit Wochen vermutet, aber seit heute weiß ich's gewiß!“ Sie schluchzte, aber mit strahlenden, jauchzenden Augen, und streckte die Hände nach ihrem Mann aus, der sie mit einem Jubelruf in seine Arme zog.

„Lieber Gott“, rief er freudig, „was mir das für einen Alp von der Brust nimmt.“ „Und mir gibt's das Leben wieder“, schluchzte Emmerenz. „Glaub' mir, Joseph, ich wär' gestorben vor Gram.“

Emmerenz blühte von dem Tag an wieder auf wie eine Rose, der das Wasser gefehlt hat. Rührend war es anzusehen, wie ihre Freude über den Besitz eines gesunden Kindes mit ihrem Mitleid der kleinen Walpurgis im steten Kampf lag, wie sie sich der Seligkeit und des Stolzes nicht erwehren vermochte und doch jedes übermäßige Anschwellen dieser Empfindungen sogleich wieder als ein Unrecht gegen ihr taubstummes Kind bereute und auf dieses zustürzte, es zärtlich in die Arme schloß und mit Küßten bedeckte. Verwundert blickte

Walpurgis dann aus ihren großen blauen Augen die Mutter an. Es war ein schönes Kind, das kleine taubstumme Mädchen, mit einem edlen Ausdruck im Gesicht, mit goldig schimmerndem Blondhaar, mit einem zarten, rosigen Gesicht und dem heiteren, seelenvollen Lächeln der Mutter und dem sinnenden, beobachtenden Ausdruck des Vaters — alle Menschen waren entzückt von dem lieblichen Ding und wollten gar nicht glauben, daß hier ein unvollkommenes Wesen ihnen gegenüber stände. Not machte sie ihren Eltern wenig, ihre Bedürfnisse schienen gering, und in der Einsamkeit ihres Aufenthaltes, sowie infolge ihrer Unfähigkeit, Beziehungen zur Außenwelt anzuknüpfen, lernte sie bald, sich selbst zu genügen. Stundenlang konnte sie auf ihrem Lieblingsplätzchen unter der Linde sitzen und still für sich spielen. Selten kam einmal ein Kind aus dem Dorfe zum Spielen. Sobald die Kinder wahrnahmen, daß Walpurgis sie nicht verstand und auch nicht mit ihnen reden konnte, war es, als befiele sie ein unwillkürliches Grauen, sie zogen sich betroffen von dem Kinde zurück oder gaben ihm auch in kindlich deutlicher Weise ihre Abneigung zu erkennen. Das machte einen tiefen Eindruck auf die Kleine. Ihr Jubel bei der Ankunft anderer Kinder wich bald einer unwillkürlichen Scheu, die sich später, als die Kinder begannen, sie ihres Gebrechens wegen zu verspotten, in Abneigung und Furcht verwandelte. Als die Mutter begann, sie einige Handarbeit zu lehren, Stricken und Sticken, begriff sie beide Beschäftigungen leicht und erlangte bald darin eine bewundernswerte Fertigkeit.

Ein großer Tag war es in ihrem Leben, als man ihr den ersten Schieferstift nebst einer Tafel in die Hand gab, und ihr die Mutter mit ihrer ungeübten Hand einen Vogel darauf zeichnete. Sie erkannte sofort, was die Zeichnung vorstellen sollte, jauchzte laut und wies mit der ausgestreckten Rechten nach der Linde, auf der gerade ein Buchfink hin und herhüpfte. Sie bemühte sich von nun an selber, zu zeichnen, und wenn ihre Zeichnungen anfangs auch nur plumpe Krakeleien genannt werden mußten, so erlangte sie doch bald eine große Fertigkeit in dem neuen Spiel, sie gab alle Gegenstände ihrer Umgebung zwar in einer ganz eigenen, einfachen Art, aber doch so wieder, daß man immer wußte, was sie hatte zeichnen wollen. Selbst Buchstaben und Zahlen schrieb sie täuschend nach, ohne daß

man ihr natürlich hätte beibringen können, was sie bedeuteten, und für Farben besonders zeigte sie ein geradezu wunderbares Verständnis. Sie liebte leidenschaftlich in ihrer Kleidung alles Bunte, bekundete aber dabei doch einen unleugbaren Geschmack, einen Sinn für das Passende und Gleichgestimmte. Der Vater fand selten Zeit, sich mit ihr zu beschäftigen, war er allein mit ihr, so stand er ihr ratlos gegenüber. Der Mutter dagegen verstand sie alle ihre Wünsche und Bedürfnisse deutlich zu machen. Wie alle Taubstummten bildete sich Walpurgis ganz von selbst eine Art natürliche Gebärden Sprache.

(Fortsetzung folgt.)



Ohr und hören.

Zu dem Artikel in der letzten Nummer (Seite 175 bis 176) über den „staunenerregenden“ Radio-Hörapparat für Taubstumme in der Stadt Hull in England bringen wir nachfolgende Ergänzungen von Fachleuten, damit keine vergeblichen Hoffnungen erweckt und unnütze Ausgaben für solche Apparate vermieden werden.

Der Calvard-Hörapparat.

Von Dr. Ritter, St. Gallen.

Ich unterzog das Prinzip und die Konstruktion des Calvard-Apparates einer kritischen und vergleichenden Betrachtung und gebe gerne das Ergebnis derselben weiteren Kreisen bekannt.

Der Calvard-Apparat ist nicht fertig zu beziehen. Er soll nach einer Beschreibung und nach Zeichnungen selber gebaut werden. Er besteht aus einem Kästchen von 30 cm Länge, 20 cm Breite und 26 cm Höhe. Auf dem Deckel, der bei Gebrauch schräg gestellt wird, befindet sich der Mikrophontrichter. Gehört wird mit einem Radio-Doppelhörer, der bei Nichtgebrauch in dem Kästchen Platz findet. Das Innere enthält eine zweistufige Röhrenverstärkung, die genau dem entspricht, was beim Radiobau Niederfrequenzverstärkung genannt wird. Das vom Mikrophon Aufgenommene wird mittels eines Transformators auf das Gitter der ersten Röhre geleitet; von der ersten zur zweiten Röhre geschieht die Uebertragung ebenfalls durch Transformator. Der Hörer ist im Anodenkreis der zweiten Röhre.

Der Calvard-Apparat ist im Prinzip genau dasselbe wie der von mir konstruierte. Jeder von uns beiden scheint unabhängig vom andern auf die Idee gekommen zu sein. Zwar habe ich das Prinzip der Röhrenverstärkung zunächst zur Konstruktion von Vielhörern benutzt, wo es sich als außerordentlich fruchtbar erwiesen hat. Doch wird in einiger Zeit auch ein Einzelapparat nach diesem System von mir herauskommen, der sich aber in einer Reihe von Einzelheiten von dem nach Calvard unterscheidet wird. Durch diese sagen wir konstruktive Verwandtschaft darf ich mir erlauben, ein Urteil abzugeben und einen Vergleich mit andern Apparaten zu ziehen, ohne einen Originalapparat von oder nach Calvard in den Händen gehabt zu haben.

Die bekannten Hörapparate stellen eine einfache, kleine Telephonanlage dar, bestehend aus Stromquelle, Mikrophon und Telephon. Die Leistung eines so kleinen und mit schwachem Strom betriebenen Mikrophons ist naturgemäß begrenzt, damit aber auch die Lautstärke des Telephons. Die Vorteile dieser Apparate liegen in ihrer Einfachheit und Kleinheit, sowie in ihrem mäßigen Preis hinsichtlich Anschaffung und Betrieb. Die Röhrenverstärkung, die erst durch das Aufkommen der „drahtlosen“ richtig entwickelt worden ist, gibt uns nun die Möglichkeit, die Lautstärke des Telephons gewissermaßen von der Leistung des Mikrophons unabhängig zu machen. Natürlich wird die Gesamtanlage wesentlich größer, schwerer, unhandlicher, komplizierter und — für den Einzelhörerapparat — teurer. Beim Vielhörer, ganz besonders beim transportablen, wird das alles aufgewogen durch die großen Vorteile. In wieviel Fällen dies aber beim Einzelapparat der Fall sein wird, muß erst die Erfahrung zeigen. Sicher ist, daß der Apparat eine Lautstärke gibt bei guter Klarheit, wie sie die gewohnten Apparate nie erreichen können. Personen, denen mit großer Lautstärke gedient ist, kann er also ausgezeichnete Dienste leisten. Er gibt sozusagen dieselbe Lautstärke ohne weiteres für mehrere Doppelhörer, so daß er z. B. als Vielhörer im Kleinen angesprochen werden kann. Mehrere Schwerhörige z. B., die sich miteinander unterhalten wollen, sitzen um einen Tisch, auf dem der Apparat aufgestellt wird. (Zu diesem Zweck wird bei meinem Apparat die Möglichkeit vorhanden sein, für mehrere Teilnehmer die Lautstärke getrennt zu regulieren). Eine andere Frage ist es, ob viele Schwer-